Er war zum Gespött geworden — der „Don Juan“ hieß er — und der „Don Juan und der Sprenkelmajor“, das war in allen Gesprächen in einem Atemzug. Kollegen warnten ihn, den Verkehr mit dem Dörfchen aufzugeben. Er war allen Vorstellungen taub. Im Grunde verstand er sie ja nicht. Wenn er sich's auch vornahm, er führte seinen Vorsatz nie aus. Es gelang ihm nicht. Er war immer auf der Flucht vor sich selbst.

Und dabei, ganz richtig genommen, hatte er gar nichts Uebles getan. Blicke, Erröten und Ungeschicklichkeit, Verlegenheit und Stammeln und Stottern, das waren die einzigen Ausdrucksmittel seiner heimlichen Verliebtheiten gewesen — nicht einmal Worte, nicht einmal ein Wörtchen hatte er für sie gefunden. Nie hätte er eins zu finden gewagt. Dennoch galt er vor den Leuten als „Don Juan“. Denn er galt's vor sich selbst. Er war nur das vor den Leuten geworden, was er sich vor sich selbst fühlte, wie immer der Mensch vor den Leuten wird, was er selbst von sich hält.

So verging Ostern und verging der April und war der Mai im Land — und alle Blumen fingen an zu blühen, und alle Vögel sangen. Die Eisheiligen zeigten sich nicht gnädig — aber man sagte, es sei an den Wingerten gut abgegangen, und die „Gescheine“ hätten nicht gelitten, aber die Kinder hatten den blauen Husten, und die großen Leute brauchten die Sacktücher nicht aus der Hand zu nehmen, so liefen die Nasen. Dann machte aber nach und nach der Mai wieder alles gut.

Da saß einmal der Reges in der „Schönen Aussicht“ und tat dasselbe, was der Vetterlein immer getan hatte: er zeichnete Figuren aus den Weinringen, die sein Schoppenglas auf der Tischplatte gelassen hatte. Er saß lange so. Es war das erstemal wieder, daß er in der „Schönen Aussicht“ war. Seinen Dom hatte er längst wieder repariert, und er war nun ausgespielt: der Konrad Müller hatte ihn gewonnen und in seiner Gartenwirtschaft aufgestellt. Das war nun vorbei. Erst zu Weihnacht würde er wieder was basteln, ein Krippchen. Vorläufig hatte er Geld — und konnte Gott einen guten Mann sein lassen.

Die Dorth trat hinter die Einschenke.

Der Reges schielte einmal zu ihr hin. Dann zeichnete er weiter. Und nach einer Weise pfiff er ein wenig und trat den Takt dazu. Die Dorth sah nicht zu ihm hin. Da schielte er wieder zu ihr und machte ein spitzbübisches Gesicht.

„Dorth, soll ich dir was sagen?“

„Nein — will nichts wissen.“

„Kannst's bereuen!“

„Nein!“

Er pfiff wieder.

„Dorth, 's is was, was dich angeht.“

„Laßt mir mein Ruh, Reges!“

„'s ist was.“

Die Dorth kreuzte die Arme und sah von ihm weg.

„Geb mer noch en Schoppe, Dorthche!“

Sie bediente ihn, ohne ihn nur eines Blickes zu würdigen.

„Dorthche, mir kann's egal sein — aber dir kann's net egal sein.“

Die Dorth wurde ungeduldig.

„Odder weißt du's schun?“

„Was?“

An seinen Augen gab's tausend Fältchen. Er bückte den Kopf ein wenig über sein Glas, dann schob er von unten seine Rechte an seinen Mund, küßte seine Fingerspitzen und schnellte die gespreizte Hand gegen die Dorth hin.

„Dorthchen, was krieg ich, wann ich dir's sag?“

„Nichts!“

„Umsunst is der Tod.“

„Was wollt Ihr denn?“

„Na — weil du's bist — für en Schoppe.“

„Pah! — Zwei, wenn Ihr sie haben wollt!“

„Na — siehst du! Gelt, mit dem Schullehrer, das weißt du? Wirst's wisse, die Spatze peife's uff'm Dach. Der kutscht und rutscht mit dem Sprenkelmajor in der ganze Gegend herum — spielt Dachkater.“

Die Dorth hielt den Atem ein. Sie spürte, daß ihr die Augen groß wurden; sie zwängte die Lider herunter und preßte die gekreuzten Arme fester gegen ihre Brust.

„Und?“ fragte sie gespannt, aber mit einer scheinbaren Gleichgültigkeit um den Mund.

„Und?“ äffte der Reges nach. — „Nix! Hehehehehehe! Nix — wann ich dir sag: Dachkater, wißte dann noch was?“

„Simpel!“ fauchte die Dorth.

„Gelt? Ja, er is en Simpel, ich wollt's nur net selbst sage.“

Die Dorth drehte sich von ihm weg.

„Dorthche! — Aber noch ebbes!“ und dabei war er zur Einschenke hingeschlichen und flüsterte nun dicht an ihrem Ohr: „Dorthche — und der Jörg-Adam säuft.“

Er saß schon wieder auf seinem Platz.

„Säuft!“ sagte er vor sich hin.

Die Dorth beherrschte sich. Sie drehte sich ganz langsam nach ihm um.

„Was?“ fragte sie mit einem tiefen, hohlen Ton.

Der Reges nickte nur.

Sie sah ihn scharf an.

„Ihr lügt!“

„Ich lüg?“

„Ja.“

„Uff Ehr!“ versicherte er.

Sie blickte ins Leere.

„Was geht das mich an,“ sagte sie ruhig aber schwer, und gleich danach, ganz leicht und obenhin: „Was das mich angeht!“

Der Reges blieb still. Nach einer Weile sagte die Dorth: „Reges, Ihr könnt heut trinken so viel Ihr wollt.“

Dann schlüpfte sie hinaus. Er pfiff durch die Zähne und trat den Takt dazu. Sein ganzes Gesicht war ein Grinsen. Siebhagelvoll wurde er an dem Abend.

* * *

Der alte Rosenzweig hatte die beiden Futterkrippen, die zwei Mainzer Karcher fast mitten auf der Straße hatten stehen lassen, wieder hübsch gerade und ordentlich zu beiden Seiten seiner Haustüre gerückt. Es war immer so mit den Karchern, und keiner machte es anders: wenn sie anfuhren, holten sie die Krippen zu ihren Pferden herüber und schimpften womöglich schon drüber, daß sie die geringe Mühe hatten; wenn sie abfuhren, ließen sie sie stehen, wo sie standen, nur ein bißchen auf die Seite gerückt, damit sie vorbeifahren konnten. Und obgleich der alte Rosenzweig das seit Jahren so gewohnt war, machte er's doch gerad wie die Karcher auch: er schimpfte regelmäßig, wenn er die Krippen herüber ans Haus rücken mußte, und verbiß sich, daß das heute zum letzten Male wäre und daß er in Zukunft die Krippen stehen lasse, wo sie die Kerle stehen ließen.

Aber dafür war man Wirt, daß man sich seinen Gästen gegenüber nicht so genau ans Wort hielt und doch immer wieder tat, was man sich schon tausendmal verschworen hatte, nicht mehr zu tun.

„Frankfort, dieses Karcherviehzeug!“

Dann nahm er den Reiserbesen und kehrte den Hafer auseinander, den die Pferde beim Futtern zerstreut hatten, und stellte den Besen wieder neben die Haustür. Es war wahrhaftig nicht leicht, Wirt zu sein — und die Menschen waren wie das Vieh: ohne Ordnung.

Die Spatzen, die er verscheucht hatte, flogen nun wieder herbei, ließen sich die Haferkörner schmecken und pickten im Pferdemist — und langsam schlüpfte ein Huhn nach dem andern unter dem Hoftor heraus und ließ sich's auch gut schmecken.

Am Kratzeisen putzte sich der Alte die Schuhe ab, dann ging er durch die Wirtsstube und warf die Augen herum, ob nichts fehle, schenkte sich ein Mäßchen ein — er trank nur Firnen — und kaute eine Brotkruste dazu. Dann ging er in die Nebenstube. Da saß die Dorth im Backensessel.

Den Alten drückte schon die ganze Zeit sein Plänchen, um so mehr, als es ihm nie möglich gewesen war, bei der Dorth davon anzufangen. Er betrachtete sie verstohlen von der Seite. Sie gefiel ihm nicht. Es war nichts Rechtes mehr mit ihr seit ihrem Kranksein. Und in letzter Zeit ließ sie erst recht wieder den Kopf hängen. Wenn er zu der Annelies Brabender was gesagt hatte, so hatte sie ihn immer angeschnauzt und gesagt: „Laßt das Mädchen in Ruh und kümmert Euch nit, Rosenzweig, das kommt all von selbst — das Frühjahr ist besser als Euer Gered, und 's ist bei allen Menschen so: man ist rascher krank, als man wieder gesund ist.“

Nun ja, das Frühjahr hatte ja auch ein bißchen was geholfen, und die Annelies hatte ja auch recht, daß das Gesundwerden nicht so rasch geht, besonders bei einer Krankheit, von der kein Mensch so recht weiß, was es für eine ist. Aber ganz werden wollte es doch mit der Dorth nicht, und am Ende mußte er doch reden.

Er warf wieder einen streifenden Blick zu ihr hin. Sie rührte sich nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Wissenschaft

Körpertemperatur und Fieberthermometer

Die Grenze der menschlichen Temperatur bei ungestörter Gesundheit ist 36,25 bis 37,5 Grad Celsius. Was über diese Temperatur hinaus- oder herabgeht, darf nicht mehr für normal gerechnet werden.

Die einzige Art, die Temperatur genau zu messen, ist das Anlegen des Thermometers. Der geeignetste Ort für eine Messung ist die geschlossene Achselhöhle. Das Instrument muß 10 bis 15 Minuten liegen, bis das Quecksilber zur Ruhe kommt. Anfangs steigt die Quecksilbersäule rascher, später nur langsam, bei den letzten Zehntelgraden nur sehr langsam. So lange der Körper gesund bleibt, erhält sich die Eigenwärme trotz kleiner Schwankungen auf derselben Höhe oder kehrt sehr bald wieder zur Normalhöhe zurück. Alle lebenden Wesen, obwohl den Gesetzen des Wärmeaustausches unterworfen, haben die Eigentümlichkeit, so lange sie leben, nicht notwendig sich ins volle Gleichgewicht zu setzen mit der Wärme derjenigen Körper, mit denen sie in Nachbarschaft sind. Die Menschen haben in der Regel unter normalen Verhältnissen eine höhere Temperatur, als das sie umgebende Medium und steigt ausnahmsweise die Temperatur des letzteren über 40 oder 42 Grad, z. B. bei heißen Luftbädern, so steigt die Körpertemperatur diesen hohen Graden nicht.

Die Erscheinung der Eigenwärme und ihre Beständigkeit sind das Resultat der einerseits während des Lebens auf allen Punkten des Körpers fortwährenden Wärmeerzeugung, andererseits der ebenfalls niemals unterbrochenen Wärmeverluste. Eine Erschaffung der Wärme aus Nichts findet aber im Körper ebensowenig statt, wie eine Erschaffung einer anderen Kraft ex nihilo. Es ist ein chemischer Prozeß, der da die Wärme erzeugt, es ist eine chemische Umwandlung von Kraft. Im ganzen Organismus wird stets eine Kraft in die andere verwandelt, sobald nur die Stoffe gegeben sind. Die dem Körper zugewandten Stoffe werden ebenso in Wärme, wie in Bewegung und Elektrizität übergeführt.

Die Verbindung der im Körper zu Blut umgewandelten Nahrungsmittel, Speise und Trank untereinander und die Verbindung derselben in den Körperteilen, die Verbindung des Blutes mit dem Sauerstoff der Luft insbesondere, erzeugen die Eigenwärme. Bei jedem Verbrennungsakt wird Wärme frei. Das Blut, das die hohe Fähigkeit besitzt, den Sauerstoff aufzunehmen und zwar diesen als aktiven, polarisierten Sauerstoff, mit sich selber zu verbinden, ist der Vermittler der Wärmeproduktion. Der größte Teil des Verbrennungs- oder Erwärmungsprozesses findet in den Adern statt.

Wie aber im Körper Wärme produziert wird, so wird auch beständig wieder Wärme abgegeben. Diese Abgabe geschieht durch Ausstrahlung an der Oberfläche, dann durch Ableitung, durch Verdunstung, durch mechanische Arbeitsleistung, da bei dieser die Wärme in Bewegung umgesetzt wird.

Der Hauptplatz der Wärmeabgabe ist die Haut. Die Haut ist demnach auch der oberste Regulator der Körpertemperatur.

Auf dem Naturinstinkt, die erhöhte Wärmeerzeugung herabzusetzen, beruht auch die Hauptbehandlung aller fieberhaften Krankheiten nach den Prinzipien der modernen Hydrotherapie.

Der Organismus besitzt verschiedene Vorrichtungen, wodurch der Mensch seinem Instinkte zu Hilfe kommt. Bei vermehrter Wärmeproduktion, z. B. durch zu viel Essen, oder durch reichlich wärmebildende, fette Speisen und Getränke, wird die Blutbewegung sofort stärker, das Blut wallt, die Haut wird dabei blutüberfüllter, die Abgabe der Wärme auf ihr wird größer, der Schweiß beginnt und wird gesteigert, das Atmen wird beschleunigt, durch Einführung kühlerer Luft in die Lungen wird in Zusammenwirkung mit all diesen Vorgängen Abkühlung verschafft.

Bei geringerer verminderter Wärmeproduktion, bei Frost, verengern sich die Gefäße der Haut, sie wird dadurch blutleerer, die Atmung verlangsamt sich und der Wärmeverlust auf der Haut und durch die Lungen wird hierdurch verringert.

Die Differenzen der Eigenwärme gesunder Menschen unter den verschiedensten Verhältnissen sind nur gering und bewegen sich in wenigen Zehnteln und Bruchteilen von Zehnteln. Auch das Alter hat nur geringe Einflüsse. Das neugeborene Kind ist um ein sehr geringes wärmer als der Fruchthalter der Mutter. Nach dem ersten Bade verlieren die Kinder durchschnittlich um 0,7 bis 0,8 Grad C. Wärme. Sie zeigen im Mittel 37; während sie bei der Geburt 37,75 C. = 30,2 R. temperiert sind.

Vom frühesten Kindesalter an bis zur Pubertät fällt die Temperatur um 1 bis 2 Zehntel; von da bis zum 50. bis 60. Lebensjahre nochmals um dieselbe Ziffer. Vom 60. Lebensjahre an fängt die Temperatur wieder an zu wachsen, um im 80. Jahre zur Mitteltemperatur des Kindesalters zurückzukehren. Der Geschlechtsunterschied macht keine nennenswerten Differenzen in der Eigenwärme, erwachsene gesunde Frauen sind höchstens um ein Geringes wärmer als gleichalte gesunde Männer.

Was die Einwirkung des Tages und der Nacht betrifft, so fällt die niedrigste Temperatur in die Nacht zwischen 10 und 11, und in die Morgenstunden zwischen 6 und 8 Uhr. Die höchste Wärme fällt zwischen 4 und 5 Uhr nachmittags.

Die thermischen Einwirkungen von Wasser, Luft und Feuchtigkeit sind von großer Bedeutung. Ist der Träger der thermischen Einflüsse feuchte Luft oder eine Flüssigkeit, ein Bad zum Beispiel, so wird dadurch dem Körper mehr Wärme entzogen, als trockene Kälte eingetreten hätte. Im Sommer ist die Eigenwärme des Menschen etwa 1 bis 2 Zehntel höher als im Winter.

Die Nahrungsentziehung wirkt dann erst erheblich auf den Stand der Temperatur, wenn dabei die Gesundheit zu leiden beginnt. Wer nach einer Mahlzeit eine Temperaturschwankung von ¼ bis 1 Grad erfährt, der lebt nicht mehr in normalen Verhältnissen oder die Nahrung selber hat krankmachend auf ihn gewirkt. Geistige Getränke haben schon einen bestimmteren Effekt. Bier in Quantitäten von ½ bis 1 Maß mit einem Weingeistgehalte von 3 bis 4 Proz. erniedrigt die Eigenwärme um 0,5 Grad und zwar schon nach 15 Minuten, und dieser tiefere Stand bleibt über 1½ Stunde bestehen. Punsch von circa 50 Grad Wärme erhöht die Temperatur um 1 bis 3 Grad für 1½ Stunde. Kohlensäurehaltige Getränke bedingen eine Wärmeherabsetzung um einige Zehntel. Starker Kaffee bringt eine Steigerung der Eigenwärme herbei, die in einer Stunde etwa das Maximum von 2 bis 4 Zehntel erreicht. Tee wirkt ähnlich wie Kaffee, doch ist seine Wirkung viel schwächer.

Alle diese Ausführungen haben gezeigt, daß die Temperaturschwankungen nur sehr gering sein dürfen und wirklich sind, wenn der Mensch gesund sein soll und so lange er wirklich gesund ist.

Dr. E. M.

Umschau

Sollen wir unseren Kindern Märchen erzählen?

Erlebt noch haben es die wenigsten von uns, aber vom Hörensagen kennen wir es, das trauliche Bild: die Großmutter oder die Mutter umringt von horchenden Kindern, wie sie ihnen Märchen auf Märchen erzählt, je länger je schöner, so schöne, daß man die kleinen Kinderherzen fast klopfen hört. Vielleicht haben sie alle um Mutters Knie herumgeschmiegt in einer traulich-dämmrigen Ecke, vielleicht brutzeln dabei Bratäpfel im Ofenrohr, vielleicht streicht ein Kätzchen mit wohligem Schnurren an der Erzählerin hin — aber mit welchen traulichen Einzelerinnerungen auch der einzelne das Bild zu schmücken vermag: immer liegt auf diesem Bilde eine Fülle von dunkelgoldenem Abenddämmerschein, von Frieden, von Behagen, von glücklicher Versunkenheit und Poesie.

Unsere „nüchterne“ Zeit hat auch an diesem Bilde gewischt, hat es für Tausende ganz ausgewischt aus ihrem Leben. Es gibt zwar noch Mütter und Großmütter, die noch ganz ihren Kindern und Enkeln leben und alle Fülle ihres inneren Lebens im traulichen Zusammensein an sie verschenken können. Aber es gibt unendlich viel mehr solcher Mütter, die froh sind, wenn ihnen nach jedem Abend Zeit bleibt, die zerrissenen Kleider ihrer Kinder zu flicken, oder ihnen regelmäßig ein bißchen Mittagessen auf den Tisch zu setzen. Aber wie oft auch ihre Kinder schmeichelnd bitten mögen: „erzähl uns doch etwas!“ — sie werden ach wie oft sagen müssen, mit seufzender Seele sagen müssen: „ich habe keine Zeit!“ Und müssen waschen gehen oder an die sausende Nähmaschine oder gar in die Fabrik. Wie hätten sie in der Drangsal ihres Lebens Zeit, mit ihren Kindern goldene Märchenträume zu spinnen!

So wächst eine ganze Generation märchenarm heran. Ist das zu bedauern oder nicht? Zu bekämpfen oder zu begrüßen? Jedenfalls ist es gut, diese Entwicklung zu bedenken und dann, wissend, zu entscheiden.

Es gibt sehr viele Erzieher, die die Märchenarmut der Jugend bitter beklagen und unserer „materialistischen“ Zeit arge Vorwürfe darum machen. Das Märchen ist ihnen ein unersetzliches Bildungsmittel, fast das beste Mittel, die Phantasie des Kindes anzuregen und zu nähren. Und auch die Mütter, die überhaupt Muße haben zum Erzählen, greifen immer zuerst nach den Märchen, weil auch sie des schwärmerischen Glaubens sind, daß sie mit den Märchen ihren Kindern einen Schatz von goldener Poesie und blühender Phantasie geben.

Aber an solcherlei unbedenklicher Begeisterung für das Märchenerzählen wagt neuerdings die wissenschaftliche Erziehungslehre zu rütteln. Sie behauptet, es schade dem Kinde geradezu, wenn es mit Zwang häufig in eine ganz wirklichkeitsfremde und rein phantastische Welt hineinversetzt werde. Es ist aber zu einer eigenen Stellungnahme gar nicht nötig, alle Gründe und Gegengründe der wissenschaftlichen Pädagogik zu kennen. Jede Mutter kann selber erproben, ob das Märchen wirklich unersetzbar ist in der Erziehung; sie kann an den Kindern selber beobachten, wie groß ihre Neigung für Märchen ist.

Alle Kinder lassen sich ungemein gern erzählen und immer wieder erzählen. Aber daß sie dann bloß Märchen zu hören wünschen, ist wiederum nichts als eine Veranlassung von uns Erwachsenen. Freilich, wenn wir ihnen immer nur Märchen geben, so werden sie natürlich nach diesen verlangen. Aber wer's auch anders probiert hat, der weiß, daß die Kinder mit mindestens ebenso großer Begeisterung sich allerhand wirkliche Begebenheiten, wirkliche Erlebnisse, wirkliche Tatsachen und Zustände erzählen lassen, und daß durch solche Geschichten das Verlangen nach Märchen sehr bald zurückgedrängt wird. Schon die Dreijährigen haben genug Interessen, die Anlaß zu den schönsten Geschichten geben können. Der Bau des eigenen Körpers, oder wie der Bär und der Löwe leben, oder woher der Regen kommt, oder wie es in heißen Ländern ist, oder wie der Bäcker die Semmel bäckt, oder wie die Lokomotive einen ganzen Zug bewegen kann — ach, die Fragen sind unerschöpflich, und die Erzählungen dazu werden immer wieder mit Gier verlangt.

SLUB Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id416951805-19080701/8
gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG